

keltischen Senonen und ihr Auftauchen in der Cispadana auch archäologisch fassen. Überaus wichtig und interessant sind die Hinweise auf Rückwanderungsbewegungen aus Mitteleuropa während des 3. Jahrhunderts, die sowohl im Marnegebiet als auch in Südwestfrankreich erkennbar sind. Es sei angemerkt, daß sich diese Spuren bis auf die Iberische Halbinsel weiterverfolgen lassen.

Das Vorhaben, eine Enzyklopädie keltischer Geschichte und Kultur zu erarbeiten, ist uneingeschränkt zu begrüßen. Die hier versammelten Aufsätze, die überwiegend einen ausgezeichneten Überblick über den Stand der Forschung in vielen unterschiedlichen Disziplinen bieten, zeigen deutlich, wie fruchtbar und stimulierend ein solches interdisziplinäres Vorgehen sein könnte.

Einige Anmerkungen zum Gesamtkonzept: Daß sich zahlreiche Themen überlappen und in verschiedenen Sektionen behandelt werden, ist kein Schaden. Es ist aber m.E. unsinnig, einen eigenen Punkt „Arts and Crafts“ zu widmen. Denn es ist unmöglich, einen vernünftigen Artikel über die Vorgeschichte der Kelten zu schreiben, ohne Kunst und Handwerk in aller Breite zu berücksichtigen. Da Jope neben vielem anderen auch Bestattungssitten und Siedlungsweisen, Tracht und Bewaffnung hier behandeln will, bleibt für die Archäologie kein Raum mehr. Weiterhin sind Kunst und Handwerk notwendiger Bestandteil vieler anderer oben genannter Themenbereiche. Schließlich kommen zahlreiche Unterpunkte (Musik, Tanz, Märchen, Numismatik, Religion) in gesonderten Abhandlungen ausführlich zur Sprache. Dieser Abschnitt sollte aufgelöst werden. Bei dem Thema Mythologie müßten unbedingt auch die vorchristlichen Perioden berücksichtigt werden. Im Kapitel Archäologie wird man nicht umhin können, von vornherein eine geographische Aufgliederung vorzunehmen. Schließlich dürfte sich das Vorhaben, in den Text nur gesichertes Wissen aufzunehmen, jedenfalls im Bereich der Archäologie nicht durchhalten lassen, wenn man sich nicht auf eine Aufzählung dürrster Fakten beschränken will.

Wie mir Herr Professor Schmidt freundlicherweise mitteilt, macht das Projekt „Geschichte und Kultur der Kelten“ keine Fortschritte, da die UNESCO derzeit keine Geldmittel bereitstellen kann. Bleibt zu hoffen, daß das mit soviel Schwung begonnene Unternehmen eines Tages doch zu Ende geführt werden kann.

Majolie Lenerz-de Wilde
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

Peter Zazoff, Die antiken Gemmen. Handbuch der Archäologie. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1983. ISBN 3-406-08896-1. XLV und 446 Seiten mit 82 Abbildungen und 132 Tafeln.

Peter und Hilde Zazoff, Gemmensammler und Gemmenforscher. Von einer noblen Passion zur Wissenschaft. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1983. ISBN 3-406-08895-3. XII und 285 Seiten mit 55 Abbildungen und 48 Tafeln.

Zwei wichtige Monographien sind anzuzeigen, von denen die erste einen Markstein in der Archäologie darstellt: Eine bislang eher beiläufig behandelte Gattung der antiken Kunst, die Glyptik, hat Handbuchrang bekommen. Dies ist ein Verdienst des Autors, der wie kein anderer seit A. Furtwänglers monumentalem Werk „Die antiken Gemmen I–III“ (1900) dazu beigetragen hat, daß die eigenständige Geschichte, Ikonographie und gattungsbedingte Problematik der Gemmen nunmehr in adäquater Weise erforscht werden, eine Behandlung, die der Vasenmalerei, Keramik oder den Bronzen schon lange zuteil wurde. Das handbuchgemäße Konzept einer umfassenden Darstellung wird vom Verf. mit überaus gründlicher Literatur- und Materialkenntnis und, in Einsicht in den immer noch sehr

ungleichen Erforschungsstand der Glyptik, mit neuerlicher eigener Grundlagenforschung ausgeführt.

Die Darstellung umfaßt nach derzeit gängiger Interpretation des Wortes „antik“ die griechisch-römische Zeit vom Minoisch-Mykenischen bis zur christlichen Spätantike, unter Ausschluß der ägyptischen und altorientalischen Glyptik. Die graeco-persische, phönikische, sassanidische und andere griechisch beeinflusste Glyptik werden jedoch mit berücksichtigt. Ein detailliertes Inhaltsverzeichnis führt zusammen mit einem Gesamtregister zu speziellen Fragen innerhalb des insgesamt chronologisch aufgebauten Werks. Daß die einzelnen Unterkapitel sehr ungleich ausfallen können, liegt sowohl an dem erwähnten Forschungsstand wie auch an der Akzentsetzung durch den Verf., dessen eigene Forschungen sich auf die frühe und die etruskische Glyptik konzentrieren. Die Literatursammlung ist von vorbildlicher Vollständigkeit und bis zum Manuskriptabschluß (1981) aktuell.

Einige der wichtigsten seither erschienenen Publikationen zur Glyptik, meist Bestandskataloge, sind: U. Pannuti, Museo Archeologico Nazionale di Napoli. Catalogo della Collezione Glittica 1 (1983). – M.-L. Vollenweider, La collection du Révérend Dr. V. E. G. Kenna et d'autres acquisitions et dons récents. Musée d'Art et d'Histoire de Genève. Catalogue raisonné des sceaux, cylindres, intailles et camées 3 (1983). – G. Platz-Horster, Die antiken Gemmen im Rheinischen Landesmuseum Bonn. Kunst u. Altertum am Rhein 113 (1984). – M.-L. Vollenweider, Deliciae Leonis. Antike geschnittene Steine und Ringe aus einer Privatsammlung (1984). – M. Maaskant-Kleibrink, The Engraved Gems. Description of the Collections in the Rijksmuseum G. M. Kam at Nijmegen 10 (1986). – H. Philipp, Mira et Magica. Gemmen im Ägyptischen Museum der Staatlichen Museen Preussischer Kulturbesitz, Berlin-Charlottenburg (1986). – E. Zwierlein-Diehl, Glaspasten im Martinov-Wagner-Museum der Universität Würzburg 1. Abdrücke von antiken u. ausgewählten nachantiken Intagli und Kameen (1986). – M. Henig u. M. Whiting, Engraved Gems from Gadara in Jordan. The Sa'ad Collection of Intaglios and Cameos. Oxford Univ. Committee for Archaeology, Monogr. 6 (1987). – A. R. Mandrioli Bizzarri, La collezione di gemme del Museo Civico Archeologico di Bologna (1987). – G. Platz-Horster, Die antiken Gemmen aus Xanten (1987). Die Literatursammlung schließt auch die osteuropäischen Publikationen ein, dank der Sprachkenntnisse des Verf. nicht nur zitiert, sondern auch verarbeitet. Um so mehr bedauert es jeder Rez., daß nicht auch die Kameen vom Verf. mit behandelt worden sind; so auch M.-L. Vollenweider in ihrer außerordentlich tiefen Rezension (Göttinger Gelehrten Anz. 238, 1986, 165 ff., bes. 177). Die im Vorwort (S. XIII) angekündigte Arbeit über die Kaiserkameen ist erst 1987 erschienen (W.-R. Megow, Kameen von Augustus bis Alexander Severus. Antike Münzen und Geschnittene Steine 11 [1987]) und kann mit ihrem, zugegeben wichtigen Ausschnitt eine umfassende Behandlung der Kameen parallel zur anderen Glyptik nicht ganz ersetzen.

Hervorragend ist der Tafelteil. Der Verf. war auch hier maßgebend daran beteiligt, für das diffizile Gemmenmaterial fotografische Aufnahmetechniken zu entwickeln, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung auf der Basis publizierter Bestände überhaupt erst möglich machten. Hinter diesen Standard einer mehrfach vergrößerten Abbildung nach dem Original, notfalls ergänzt durch eine Aufnahme nach dem Abdruck, sollte keine Publikation mehr zurückfallen. Die Bevorzugung des Abdrucks gegenüber einer (guten!) Aufnahme des Originals durch P. Yule (Am. Journal Arch. 89, 1985, 709f.) kann Rez. nicht teilen. Druck und redaktionelle Betreuung sind von der Sorgfalt und Gediegenheit, die für den Verlag charakteristisch sind. Häufige Mißlichkeiten im Griechischen, die sich bis ins Register fortsetzen, hätte der Verf. sich ersparen sollen.

Für die Frühzeit liegt mit dem „Corpus der Minoisch-Mykenischen Siegel“ (CMS) eine Materialedition vor, die den vom Verf. initiierten „Antiken Gemmen in Deutschen Sammlungen“ (AGDS) vergleichbar ist. An der darauf aufbauenden Diskussion über Chro-

nologie und Stilentwicklung beteiligt sich Verf. mit einem umfangreichen eigenen Beitrag (S. 39 ff.). Problematisch ist dabei sein Ausgangspunkt, die in den AGDS vorgelegten Steine; diese haben, anders als das überwiegend ergrabene Material des CMS, keinen verbürgten Zusammenhang, werden teilweise sogar als *Dubitanda* angesehen. Denselben Vorbehalt muß man bei seiner Behandlung der phönikischen Gemmen machen (S. 86 ff.). Für die frühe griechische Glyptik bis hin zur Klassik und für die graeco-persischen Gemmen kann Verf. sich auf die grundlegenden Arbeiten von J. Boardman (*Island Gems. A Study of Greek Seals in the Geometric and Early Archaic Period* [1963]; ders., *Greek Gems and Finger Rings. Early Bronze Age to Late Classical* [1970]) stützen, doch ist seine zusammenfassende Diskussion unter Einschluß der verstreuten neueren Literatur ein Gewinn. Die zahlreichen Skizzen von Stein- und Fassungsformen sowie Motivschemata sind für den hilfreich, der nicht die Primärliteratur griffbereit hat. Hier wie auch bei den anderen Kunstepochen überwiegt die Behandlung nach stilistischen und inhaltlichen Kategorien; Meisterzuschreibungen und Schulfragen stehen im Vordergrund. Das ureigene Charakteristikum des Gemmensiegels, die Bindung an ein Individuum und damit an eine konkrete historische Situation wird nur gestreift (S. 99 f.); der interessante Beitrag von W. Martini (*Jahrb. DAI* 98, 1983, 1 ff.) zur Wechselwirkung von Individualisierung und Siegelgebrauch konnte nicht mehr verarbeitet werden.

Mit den hellenistischen Gemmen (S. 193 ff.) wird der Gegensatz von Kunstwerk und Massenprodukten innerhalb der Gattung unübersehbar. Damit stellen sich auch die Fragen nach Werkstätten, Gebrauch und Benutzern/Käufern in veränderter Form. In diesem Zusammenhang ist der Komplex der Siegelabdrücke (S. 197 f.) nach Quantität und Bedeutung stark unterbewertet. Einzelne Funde waren schon früher registriert worden (dazu zuletzt D. Salzmann, *Bonner Jahrb.* 184, 1984, 141 ff.), doch wurden in letzten Jahren mehrere außerordentlich umfangreiche Komplexe bekannt, wenn auch nur ausnahmsweise sachkundig publiziert wie bei P. Pantos, *Die Siegel von Kallipolis in Ätolien (griech.)* (1985). Die Häufigkeit, mit der jetzt derartige Siegelungsfunde auftauchen, weckt den fatalen Verdacht, daß frühere Ausgräber die unansehnlichen Lehmklümpchen übersehen und schlicht weggeworfen haben. Eine Auswertung der Abdruckkoppelungen und Motive auch in der Relation der Fundorte zueinander setzt neue Maßstäbe für die Interpretation diplomatischer Aktivitäten in der Antike. Für die Frühzeit hat I. Pini (*Arch. Anz.* 1983, 559 ff.) ähnliche Überlegungen angestellt. Siegel und Siegeln als rechtliche Institution, mit ihren Implikationen für die Glyptik exemplarisch von H. U. Instinsky (*Die Siegel des Kaisers Augustus, Dt. Beitr. z. Altertumswiss.* [1962]) dargestellt, hätten auch eine eingehendere Diskussion verdient (vgl. auch A. Furtwängler u. U. Kron, *Athen. Mitt.* 93, 1978, 133 ff. – H. R. Baldus, *Chiron* 17, 1987, 395 ff.). Die Betrachtung der Motive unter dem Aspekt der Rezeption „großer“ Kunst (S. 200 ff.) engt die Aussagekraft der Gemmen in mancher Hinsicht ein. Künstlersignaturen auf den Steinen werden vom Hellenismus an häufiger, die Problematik nachträglich aufgebracht und modern gefälschter Namen hat Generationen von Archäologen beschäftigt. Die große Zahl dieser Künstler, die den Namen Meister auch verdienen, ist überraschend, wenn man auf den Überlieferungsstand in anderen Kunstgattungen blickt. Des Verf. kritische Sichtung ist hier erhellend, und man vermißt seinen Kommentar zu den Pyrgoteles-Theorien (S. 208 mit Anm. 95) (W. B. Kaiser, *Jahrb. DAI* 77, 1962, 227 ff.). Wichtig seine Feststellung, daß Gemmenschnitt, Kameentechnik und Metallgravierungen getrennt zu betrachten seien. Ein längeres Kapitel wird den etruskischen Skarabäen und Ringsteinen gewidmet (S. 214 ff.), deren Bestand und Problematik Verf. wie kein anderer überschaute. Mit den italischen und römisch-republikanischen Gemmen (S. 260 ff.) beginnt die Zeit der massenhaft produzierten Ringsteine. Funde von Halbfabrikaten (S. 265) weisen zwar ihre serienmäßige Herstellung nach, doch ist es bislang nicht gelungen, die Werkstätten mehr als nur grob zu lokalisieren. Die Frage nach der Bewertung

und Stellung der sogenannten Glaspasten – der von E. Zwierlein-Diehl (Die Glasgemmen. Die Glaskameen. Die antiken Gemmen des Kunsthistorischen Museums in Wien II [1979]) eingeführte Ausdruck Glasgemme ist vorzuziehen – wird nur gestreift.

Die Gemmen der römischen Kaiserzeit (S. 306 ff.) können, verglichen mit den vorangegangenen Epochen, knapp behandelt werden; ihre Problematik liegt nur zum Teil in der Meisterfrage und ihrer kunstgeschichtlichen Bewertung. Daß eine ehemals so wichtige Kunstlandschaft wie Griechenland mit zwei Sätzen abgetan werden kann (S. 310), zeigt, wie entscheidend eine Materialvorlage und zwar nach dem Qualitätsstandard der AGDS für die Forschung ist. Die Ausgrabungen haben durchaus zahlreiche kaiserzeitliche Gemmen von eigener Prägung erbracht, doch sind die Erwähnungen durch die gesamte Berichtsliteratur verstreut. Chronologisch schwer zu differenzieren und qualitativ oft weniger als durchschnittlich, stellt sich bei der kaiserzeitlichen Glyptik mehr die Frage nach dem Themenrepertoire, seiner Übermittlung, der historischen und sozialen Anbindung der Gemmen vor dem Hintergrund des römischen Weltreichs.

Die Scheidung zwischen „aristokratischer“ und „populärer Glyptik“ (S. 329) anhand für typisch erachteter Themen ist jedoch verfehlt; haben doch die Forschungen von P. Zanker (Jahrb. DAI 90, 1975, 267 ff., bes. 307 ff.) und H. Wrede (Consecratio in formam deorum. Vergöttlichte Privatpersonen in der römischen Kaiserzeit [1981] 158 ff., bes. 163 f.) in den letzten Jahren deutlich herausgearbeitet, wie sehr sich in der Themenwahl bis hin zu offiziellen Darstellungsprogrammen ein Wunschdenken ausdrückt, oft konträr zur realen Situation. Die „Reichsglyptik“ als Repertoire überall verstandener Devisen ist durch die ausgewählten Erläuterungen schlecht definiert. Ganz im Gegenteil können wir gerade bei den magischen Gemmen oder den Götterdarstellungen der geringen Spuren einer begrenzten Verbreitung und lokalen Anbindung habhaft werden. Trotzdem hat Verf. in der Tendenz recht, wenn er von einem Themenrepertoire ausgeht, das aus überall verständlichen Motivbausteinen bestand. Wie sehr die Themenwahl einem „internationalen“ Bildungsgut verpflichtet war und dadurch kaum Spielraum für Privates oder Intimes ließ, sei mit folgendem angemerkt. Pornographische Szenen, von denen Verf. annimmt, sie seien „nicht selten“ gewesen (S. 394), kann er nur mit sieben Beispielen aus zwei Jahrtausenden belegen. Sie waren dem Charakter eines ursprünglich öffentlich getragenen und gebrauchten Siegelrings nicht angemessen.

Zu wenig differenziert wird die Herleitung von vermeintlich klassischen Vorbildern behandelt (S. 330 ff.); von diesen haben sich viele in den letzten Jahren als klassizistisch herausgestellt und erfordern eine entsprechende Umbewertung auch der Gemmenmotive. Da in der Kaiserzeit andere als kunstgeschichtliche Probleme in den Vordergrund treten, wäre eine intensivere Behandlung der technischen Seite erwünscht gewesen: Lagerstättenforschung, Mineralogie und Handelswege, vor allem die Herstellung, Verbreitung und Bedeutung der Glasgemmen, die sich nicht in der Bewertung „billiger Ersatz“ erschöpfen darf. Das kurze Kapitel zur Technik des Steinschneidens (S. 398 ff.) unterschlägt, welche aufschlußreiche Informationen über Arbeitsvorgänge und -materialien durch Anwendung aktueller Hilfsmittel wie Rasterelektronenmikroskop gewonnen werden können (J. Röder, Bonner Jahrb. 165, 1965, 235 ff. – L. Gorelick u. A. J. Gwinnett, Expedition 20, 1978, 38 ff. – Dies., Expedition 22, 1979, 17 ff.). Hier hätte auch eine Erörterung der Schriftquellen Platz finden können. Zwar wird angemessen auf Plinius verwiesen, doch ist bei längerer Beschäftigung gerade mit dem kaiserzeitlichen Material unübersehbar, daß zwischen den Angaben der Steinbücher und dem gewissermaßen alltäglichen Gebrauch nur selten eine Übereinstimmung festzustellen ist. Das antike Vokabular zur Glyptik zu sichten, bleibt ebenfalls ein Desiderat. Anstelle der unglücklichen Wortschöpfungen „Gemmoglyph“ und gar „Kameoglyph“ wäre auf die Geschichte des Wortes Kameo bis zum mittelhochdeutschen gamahiu, im Französischen camahieu, zu verweisen (U. T. Holmes, Speculum 9, 1934, 202).

Die sogenannten gnostischen Gemmen behandelt Verf. in einem eigenen Kapitel (S. 349 ff.). In der gegenwärtigen Forschung ist eine Tendenz zur Frühdatierung zu beobachten, besonders ausgeprägt bei H. Philipp (*Mira et Magica* [1986] a. a. O.). Dies erlaubt zwar stilistische Vergleiche mit der kaiserzeitlichen Ringsteinglyptik, doch grenzen Motive und die Verwendung als Amulette die magischen Gemmen auch wieder nachdrücklich von dieser ab. Ihre Lokalisierung im östlichen Mittelmeerraum, auch werkstattmäßig, dürfte kaum mehr zu bestreiten sein. Die beiden folgenden Kapitel über die sassanidischen und die christlichen Gemmen (S. 363 ff.) fallen als Randbereiche gegenüber den anderen Kapiteln etwas ab, nicht zuletzt auch wegen des vergleichsweise unzureichenden Forschungsstandes. Es überwiegen epigraphische Studien, z. T. unter völliger Nichtachtung des Inschriftträgers, der Gemme selbst. Allerdings ist die Thematik auch weitaus kärglicher und formalisierter als in der römischen Glyptik. Besonderheiten wie biblisch-christliche Themen hätten daher durch eine kritische Betrachtung etwa der Arbeit von J. A. Lerner (*Christian Seals of the Sasanian Period* [1977]) Aufmerksamkeit verdient; die mehrfach besprochene Gemme mit der Darstellung Bahram Gurs, die mit anderen Jagddarstellungen den Hauptteil dieses Abschnitts bildet (S. 370), ist hier fehl am Platz. Unter der Überschrift „christlich“ werden nicht nur christliche Gemmen, sondern auch spätantike pagane mitbehandelt. Viele Fragen diese Übergangszeit betreffend bleiben offen, nicht nur in der Gemmenforschung: Wann die Überlagerung gängiger Motive durch christliche Inhalte beginnt, welche Eigenständigkeit in Repertoire und Stil das etablierte Christentum bewirkt, wie die außerordentlich spärlichen Zeugnisse für den Gemmenschnitt des 4. bis 6. Jahrhunderts n. Chr. zu verstehen sind. Ökonomische Gründe, wie Verf. sie für die Blütezeiten der Glyptik andeutet (S. 395), können nicht verantwortlich gemacht werden, denn der Gebrauch von Juwelen, allerdings ungravierter, ist in der fraglichen Zeit überaus reichhaltig. Die Antwort kann aber nicht allein aus der Gemmenforschung kommen, so daß Verf. sich hier mit Recht zurückhält.

Den Abschluß bildet ein kurzer Überblick über die neuzeitlichen Gemmen (S. 387 ff.), eine hochwillkommene Ergänzung des Stoffs. Die meisten Museumsbestände sind mit nachantiken Steinschnitten durchsetzt, so daß eine gewisse Kenntnis auch der modernen Glyptik unumgänglich ist. Aufschlußreich und erhellend ist auch der Erfahrungsaustausch mit heutigen Gemmenschneidern, den Verf. als einer der ersten gesucht und genutzt hat.

Die ungemein reichhaltige Literatursammlung dieses Handbuchs wurde bereits erwähnt, doch ist die Art, wie sie ausgebreitet wird, leider ein Ärgernis. Jedem Kapitel ist ein komplettes chronologisch angeordnetes Verzeichnis vorangesetzt, das man gern akzeptiert, auch wenn besonders die Grundlagenwerke sich in jedem Kapitel von neuem wiederfinden. Dasselbe Verzeichnis wird jedoch in den Fußnoten in ständiger Wiederholung reproduziert, wobei die z. T. sehr umfangreichen Zitate dicht hintereinander wieder auftauchen, ja sogar mehrfach in derselben Anmerkung. Eine Durchnummerierung der Literatur und Zitate nach Nummern hätten den Wust radikal verkürzt: Da die Fußnoten etwa ein Drittel des gesamten Textes ausmachen, kann man leicht absehen, um wieviel schlanker der Band hätte ausfallen können. Offenbar ist der Anmerkungsapparat unabhängig vom Text erstellt worden, worauf wörtliche Dubletten in Text und Fußnoten hinweisen.

Sowohl die Einleitung wie das Schlußkapitel zeigen, daß die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Gemmenforschung den Verf. sehr bewegt hat. Es war eine glückliche Idee, aus dem reichen Stoff der Forschungsgeschichte einen eigenen Band zu machen, der es dem Verf. erlaubte, dieses Thema auch mit einer gewissen kulturgeschichtlichen Breite zu verfolgen, diesmal in Zusammenarbeit mit seiner Frau. Die Frage, warum er die Gemmenbesitzer und -kenner des Mittelalters und der Renaissance übergeht und seine Studie mit dem 18. Jahrhundert beginnt, beantwortet er im Vorwort (S. IX f.). Ihm ist daran gelegen, die Auswirkung der einzelnen Persönlichkeiten auf die Gemmenforschung darzustellen, und die Reihe der klar profilierten Gelehrten beginnt für ihn im 18. Jahrhundert mit

dem Baron Philipp von Stosch. Diese Vorgehensweise ist in der Rezension von A. H. Borbein (Bonner Jahrb. 186, 1986, 821 ff.) vielleicht etwas zu negativ gesehen. Die farbige und teilweise anekdotische Darstellung ist unterhaltend zu lesen, wenn auch gelegentlich etwas unübersichtlich durch die auch hier waltende desorganisierte Zitierweise. Die zeitgenössische Literatur, nicht jedermann leicht zugänglich, wird ausführlich zitiert, die reich gestalteten Titelblätter der historischen Gemmenpublikationen, jede in sich ein Zeitdokument zur Forschungsgeschichte, vielfach abgebildet.

Erster Schwerpunkt ist J. J. Winckelmanns „Description des Pierres gravées“, Katalog der Sammlung Stosch, nach dessen Tod verfaßt (S. 78 ff.). In seiner ausführlichen, rezensionsartigen Behandlung des Werks kann Verf. durchaus den entscheidend andersartigen Ansatz Winckelmanns herausarbeiten, der trotz der seither immer wieder praktizierten Gliederung des Materials nach Motiven in den Gemmen dieselben Phänomene wahrnimmt wie in den anderen Hervorbringungen antiker Kunst. Indirekt wird hier aber noch einmal bestätigt, wie entscheidend für die Beurteilung dieser besonderen Denkmälerchen ihre Wiedergabe war und ist. Konnte Winckelmann die Sammlung Stosch im Original untersuchen, so lag die Mehrzahl der anderen Gemmen in den erwähnten gestochenen Publikationen vor, deren Qualität, oder Mangel daran, bereits zu ihrer Zeit Gegenstand von Kritik war. Fehlerhafte Interpretation und stilistische Verfremdung machen sie heute zu einem Forschungsinstrument von begrenztem Wert. Das Aufkommen der Abdrücke aus unterschiedlichen Materialien konnte zwar die stilistischen Abweichungen verhindern, doch waren alle Sammlungen, auch die von Stosch, von neuzeitlichen Gemmen oder modernen Kopien berühmter antiker Stücke durchsetzt (S. 40 ff.). Zu kurz kommen in diesem Zusammenhang Lessings Streitschriften, denen immer noch erfrischende Anregungen zu entnehmen sind.

Die Arbeit am Original, die bereits J. Gurlitt 1798 als die eigentliche Grundlage forderte (S. 184), bildet denn auch die Basis von A. Furtwänglers epochemachendem Werk über die „Antiken Gemmen“ (a. a. O.), des Verf. zweitem Schwerpunkt. Obwohl die Publikation nach Abdrücken erfolgte, lag ihr ein eingehendes Studium der betreffenden Sammlungen, insbesondere der Berliner, zugrunde. Epochemachend insofern, als Furtwänglers Darstellung des Stoffes die Glyptik als einen Bestandteil der antiken Kunstgeschichte, aber einen mit eigenen Problemen und eigener Gesetzlichkeit erwies. Die breit angelegte biographische Skizze konzentriert sich allerdings nicht auf dieses Werk, doch wirft die Charakterisierung seiner Arbeiten ein kennzeichnendes Licht auf seine oft unduldsame Abfertigung wissenschaftlicher Vorläufer, deren Rehabilitierung eines der Anliegen des Verf. ist (S. 210).

Die Stellung Furtwänglers, dessen Entwurf einer Geschichte und Kategorisierung der Glyptik heute weiterhin die Grundlage aller Gemmenforschung ist, erhellt sich auch aus der Kürze des Epilogs, der der nachfolgenden Forschung gewidmet ist. Allerdings hat sich der Verf. dabei selbst in den Hintergrund gestellt, denn seinen Arbeiten und den von ihm geschaffenen Standards der Materialaufnahme und -publikation verdankt die jetzige Generation einen Gutteil ihrer Grundlagen. Dadurch und mit der Leistung des Handbuchs gehörte der Verf. eigentlich als einer der großen Glyptikforscher in sein eigenes Buch hinein.

Antje Krug
Deutsches Archäologisches Institut